

Annette Fabiani

Hotel Ritz

Träume von Glanz und Glück



GOLDMANN

Annette Fabiani

HOTEL *Ritz*

Träume von Glanz und Glück

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe November 2024

Copyright © 2024 by Annette Fabiani

Copyright der deutschsprachigen Erstausgabe © 2024

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt

durch die Montasser Medienagentur, München.

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © Arcangel/Lauren Rautenbach; FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner

BH · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49269-5

www.goldmann-verlag.de

In Gedenken an Felipe

»... für diejenigen, die keine Veränderungen mögen, ist das Ritz eine Oase und eine Zufluchtsstätte. Die hervorragenden Menschen, die sich so zuvorkommend um die Bedürfnisse der Gäste kümmern, bleiben Jahr für Jahr die gleichen, und diese Kontinuität trägt dazu bei, die Atmosphäre der Gemütlichkeit aufrechtzuerhalten, die leider in so vielen modernen Einrichtungen fehlt.«

Peter Fleetwood-Hesketh (1905–1985), Architekt

»Es war einzigartig, weil es das einzige Grandhotel in London war, das nie überfüllt und nie laut war – eine Zuflucht, in die man sich schlich, nicht um sich an Austern und Champagner zu laben, sondern an Erinnerungen an eine vergangene Welt.«

Sir Peregrine Worsthorne (1923–2020), britischer Journalist, über das Ritz während der 1960er-Jahre.

»Es ist wie im Paradies.«

Jacqueline Kennedy Onassis im Jahre 1987 auf die Frage der Hausdame, ob alles zu ihrer Zufriedenheit sei.

Erster Teil



Glanzzeit

Prolog



Scarborough, November 1895

*D*er Sturm hatte nachgelassen. Noch immer brachen sich die schäumenden Wellen an der Mauer der Fore-shore Road und spritzten wie jäh aufsteigende Geiser fauchend vor Venetia in die Höhe. Doch das war nur ein schwacher Abklatsch, verglichen mit der gewaltigen Sturzflut, die kaum ein paar Stunden zuvor über den nordenglischen Badeort hereingebrochen war. Das Meer war ein einziges aufgewühltes, schneig weißes Gebirge gewesen, das ständig seine Form veränderte, ein brüllendes, tosendes Ungeheuer, das selbst für die Jahreszeit, zu der Herbststürme nicht selten waren, mit ungewöhnlicher Gewalt gewütet hatte.

Venetia trat einige Schritte von dem eisernen Geländer zurück, das die Straße säumte, um dem aufsprühenden Tropfenregen zu entgehen, den der Wind gegen die Küste blies. Sie schmeckte das salzige Wasser auf den Lippen und bemerkte, dass sie schneller atmete. Die starken Böen schienen ihr die Luft vom Mund wegzureißen, bevor sie sie inhalieren konnte. Doch sie dachte nicht daran, sich in die warmen und trockenen Wände der kleinen Pension zurückzuziehen, in der sie mit ihrer Mutter abgestiegen war. Um der bedrückenden Atmosphäre dort zu entfliehen, war sie trotzig in die Nachwehen des Sturms hinausgegangen. Und

obwohl Venetia rasch festgestellt hatte, dass ihr Regenschirm bei dem starken Wind nutzlos war, hatte sie ihren Weg am Hafen entlang fortgesetzt, war am Fischmarkt vorbeigegangen, wo die Händler ihre Buden mit Brettern vernagelt hatten, und der Foreshore Road Richtung Kurbad gefolgt, um sich von dem erhöht gelegenen Aussichtspunkt das beeindruckende Wogen der Wellen anzusehen. Im Sommer bei Sonnenschein funkelte das Meer wie Geschmeide auf blaugrünem Grund, im Herbst und Winter war es von einem düsteren Bleigrau. An diesem Tag erschienen die Wellentäler unter ihren schneeigen Kämmen jedoch tiefschwarz, noch dunkler als die Wolkenberge über ihnen.

Venetia genoss das ungemütliche, trübe Wetter. Es spiegelte ihre momentane Stimmung wider, die zwischen Wut und Enttäuschung schwankte. Als einzelnes Mädchen, das mit drei Brüdern aufgewachsen war, hatte sie sich früh daran gewöhnen müssen, zurückzustehen. Während ihr Vater George, Lawrence und Ned schon in jungen Jahren ins Theater und Varieté mitgenommen hatte, obwohl sie wenig Wert darauf legten, war es Venetia erst anlässlich ihres achtzehnten Geburtstags das erste Mal gestattet gewesen, ein Bühnenstück von Shakespeare zu sehen. Ihre Brüder hatten von klein auf die Schule besucht, doch Venetia war bis zu ihrem elften Lebensjahr von ihrer Mutter zu Hause unterrichtet worden. Damals hatte ihr das nichts ausgemacht, auch wenn der Lehrstoff ein wenig einseitig gewesen war. Mama hatte ein Talent für das Erlernen von Sprachen. Und da sie in ihrer Jugend einige Zeit als Kammerzofe bei einer wohlhabenden Dame gearbeitet hatte, die die Winter in Südfrankreich verbrachte, sprach Margaret Grey fließend Französisch sowie ein wenig Italienisch und Latein. Überdies besaß sie eine künstlerische Ader und war eine begabte Zeichnerin. Rechnen lag Mama dagegen gar nicht, und so waren Venetias Kenntnisse in Arithmetik eher

begrenzt gewesen, als sie endlich eine Schule besuchen durfte. Zum Glück hatte ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Ned ihr das Rechnen beigebracht, wofür er eine besondere Begabung besaß. Eigentlich hatte Venetia sich trotz ihrer behüteten Kindheit nicht sonderlich gegrämt, dass sie als Mädchen vieles nicht tun durfte und zu Hause mit der Mutter in der Bibel lesen musste, während die Brüder durch die Straßen zogen und mit den Nachbarsjungen im Park Kicket spielten. Ned und Larry hatten sich stets bemüht, ihre Schwester zu unterhalten, und ihr von ihren Erlebnissen erzählt. Nur mit Georgie war Venetia nie besonders gut ausgekommen, denn der Älteste war sich immer zu fein gewesen, um sich mit einem kleinen Mädchen abzugeben. Er hatte das Elternhaus verlassen, um in Cambridge zu studieren. Ihr Vater, der in der City im Büro einer Versicherungsgesellschaft gearbeitet hatte, war nach deren Konkurs eine Zeit lang erwerbslos gewesen, und die Familie hatte den Gürtel enger schnallen müssen. Ned und Larry war nichts anderes übrig geblieben, als früh eine Stelle anzutreten. Erst als es Papa gelungen war, bei einer anderen Versicherung unterzukommen, hatten sie ein Studium beginnen können. Venetia hatte eine weiterführende Schule besucht und eine Ausbildung zur Lehrerin absolviert. Das North London Collegiate war eine der angesehensten Mädchenschulen in England und wurde mit strenger Disziplin geführt. Zu ihrem Verdruss wäre Venetia beinahe bei der Aufnahmeprüfung durchgefallen, da sie zwar ausreichende Kenntnisse in Französisch, Arithmetik und Geographie besaß, aber nie gelernt hatte, ein Knopfloch zu nähen. Zum Glück hatte sie diesen Teil der Prüfung am folgenden Tag nachholen können, nachdem ihre Mutter ihr diese für eine Frau unverzichtbare Fertigkeit rasch beigebracht hatte. Mit neunzehn Jahren hatte Venetia schließlich ihr Abschlusssexamen mit Bravour bestanden. Dies war im

Sommer gewesen. Eigentlich hatte Venetia sich auf die Suche nach einer Stellung machen wollen, doch dann war Mamas Vater überraschend gestorben, und die Familie hatte sich in Trauer befinden. Als pflichtbewusste Tochter war Venetia bei ihrer Mutter zu Hause geblieben, während ihre Brüder weiterhin ihr Junggesellenleben genossen.

Anfang November war nun auch noch Tante Lizzie, die eine kleine Pension in Scarborough führte, erkrankt. Venetia und ihre Mutter waren hingefahren, um sie zu pflegen. Seitdem stritten in der jungen Frau widerstrebende Gefühle miteinander: das Pflichtbewusstsein, das ihr anerzogen worden war, und das leidenschaftliche Verlangen nach einem eigenen Leben, nach Unabhängigkeit ... Allerdings musste sie sich eingestehen, dass sie sich noch nicht ganz im Klaren darüber war, welche Art Stellung sie anstreben sollte. War der Beruf der Lehrerin tatsächlich das, was sie sich erträumt hatte? Seit ihrem Abschluss hatte Venetia von ihren Mitschülerinnen erfahren, dass einige von ihnen lieber als Schreibkraft in ein Büro gegangen waren. Stenotypistinnen wurden immer mehr nachgefragt, da viele Geschäftsleute, die früher Dokumente von Hand hatten kopieren lassen, zunehmend Schreibmaschinen anschafften und sogenannte Tippfräulein einstellten. Auf diesem Weg, so hofften viele Mädchen, würden sie eher einen geeigneten Ehemann finden. Lehrerinnen starben meist als alte Jungfern, denn kein Mann wollte eine altkluge Gattin, die alles besser wusste als er. Venetias Freundin Doreen hatte es sich in den Kopf gesetzt, Journalistin zu werden, und wollte sich nach Abschluss eines Sekretärinnenkurses bei einer der aufkommenden Frauenzeitschriften bewerben. Inzwischen war auch Venetia unsicher geworden, ob sie an einer Stelle im Büro nicht mehr Freude haben würde. Zumal sie aufgrund ihrer Unerfahrenheit wahrscheinlich nur einen Posten in einer Provinzschule bekommen würde. Viel

lieber würde sie jedoch in London bleiben, denn trotz ihrer strengen Erziehung war Venetia forsch und abenteuerlustig. Von Dooreen hatte sie sich während ihrer gemeinsamen Schulzeit zu manchem Schabernack verleiten lassen und dies nie bereut, auch wenn die Mädchen einige Male ertappt und bestraft worden waren. Venetia hätte die aufregenden Erfahrungen nicht missen wollen.

Während sie Zukunftspläne schmiedete, wanderte Venetia durch die schmalen, verwinkelten Gassen der Altstadt. Sie begegnete keiner Menschenseele. Die Einwohner des Orts waren vor dem Sturm in ihre Häuser geflüchtet, und Badegäste verirrten sich zu dieser Jahreszeit nur vereinzelt hierher. Instinktiv machte Venetia einen großen Bogen um die Princess Street, auf der die Pension ihrer Tante lag, und ging weiter nach Norden. Eine Weile spazierte sie gedankenverloren durch die Clarence Gardens, die zum Nordstrand abfielen. Da der Wind nachgelassen hatte und der Himmel in der Ferne ein wenig aufgeklart war, entschied Venetia nach kurzer Überlegung, dem gewundenen Pfad die Klippen hinauf zu folgen. Auf einer Erhebung der Landzunge ragte die Ruine von Scarborough Castle auf, ein halb verfallener Bergfried mit den Resten eines recht imposant wirkenden Mauerriegels. Die hellen Steine kontrastierten mit dem Dunkelgrau der Wolken und den einzelnen himmelblauen Flecken im Hintergrund. Venetia hielt einen Moment inne, um sich vorzustellen, wie sie die Szene skizzieren und dann die Farben auswählen würde, um sie auf die Leinwand zu bannen. Mit dem bedrohlich aufgewühlten Meer am Fuß der steil abfallenden Klippen würde es eine sehr dramatische Komposition werden.

Ein wenig entfernt am Rand des Felsvorsprungs außerhalb der Burgmauern gewahrte Venetia auf einmal eine Gestalt. Ein einzelner Wanderer, der anscheinend wie sie die Einsamkeit suchte. Da sie niemandem begegnen wollte, verlangsamte Venetia ihre

Schritte. Zur Not konnte sie den Pfad verlassen, um dem Mann auszuweichen, doch das Gras war vermutlich glatt, und sie hätte es vorgezogen, auf dem ausgetretenen Weg zu bleiben. Zu ihrer Erleichterung schien der Fremde sich zu entfernen, denn er verschwand aus ihrem Blickfeld, als sie dem Pfad in eine Einbuchtung folgte, den die Brandung in den Felsen gefressen hatte. Hier brachen sich die Wellen mit ohrenbetäubendem Getöse, prallten mit zerstörerischer Gewalt gegen das Gestein und sprühten schäumend in die Höhe. Einen Moment lang beobachtete Venetia die hochwirbelnden Schaumfetzen, die Spitzentüchern glichen und kurz darauf wieder in die dunklen Täler der zurückflutenden Wellen hinabfielen. Sie hätte sich stundenlang an diesem Schauspiel erfreuen können.

Ohne den Blick von den Wogen abzuwenden, ging sie weiter, bis der Pfad erneut eine Biegung machte und steil anstieg. Widerwillig konzentrierte Venetia sich auf den Boden vor ihr, um nicht auszurutschen. Der Wind hatte wieder aufgefrischt und zerrte an ihrem Hut und dem aufgesteckten Haar. Wenn sie nach Hause kam, würde Mama über das Vogelnest schimpfen, das sie zu entwirren hatte, denn Venetias feines Haar verfilzte leicht. Während sie mit einer Hand ihren Hut festhielt und mit der anderen ihren langen Rock raffte, erkloamm Venetia die letzte Steigung zum Plateau der Landzunge.

Oben angekommen, hielt sie schwer atmend inne und ließ den Blick schweifen. Da bemerkte sie den Mann wieder, den sie zuvor gesehen hatte. Ihr Herz machte erschrocken einen Sprung und begann wie wild zu schlagen. Er stand am Rand der steil abfallenden Klippen und blickte in die brodelnde Tiefe hinab. Eine Böe riss ihm den Hut vom Kopf, doch er nahm keine Notiz davon.

Ein jähes Gefühl der Angst durchfuhr sie. »Tun Sie's nicht! Bitte!«, rief sie.



London, 21. Januar 1940

*D*ie virtuosen Klänge von Beethovens Appassionata noch im Ohr, kehrte Venetia Grey nach ihrer Mittagspause ins Ritz Hotel zurück. Sie liebte die Klavierkonzerte, die die Pianistin Myra Hess in der National Gallery gab, um Büroangestellte, Verkäuferinnen und Luftschutzwärter aus der bedrückenden Atmosphäre des Krieges in eine Traumwelt zu entführen. Zumaldest für eine Stunde konnten die Menschen so die Verdunkelung, den Fliegeralarm und die an den Gebäuden gestapelten Sandsäcke vergessen.

Als Venetia am Haupteingang auf der Arlington Street vorbeiging, trat der Empfangschef George Criticos durch die Drehtür nach draußen und rief ihr zu: »Miss Grey, gut, dass Sie zurück sind. Lady Howlands Wehen haben eingesetzt.«

Venetia folgte ihm ins Vestibül. »Gibt es Anlass zur Sorge?«, fragte sie leise.

»Ich denke nicht«, erwiderte der Concierge vorsichtig. »Aber Ihre Ladyschaft hat nach Ihnen gefragt.«

»Gut, ich gehe gleich zu ihr. Haben Sie Dr. Murray benachrichtigt?«

George nickte. »Er kommt, sobald er kann.«

»Weiß Monsieur Duchêne Bescheid?«, erkundigte sich Venetia.

»Noch nicht«, antwortete der Empfangschef. »Er ist vor einer halben Stunde zu Tisch gegangen.«

»Ich werde ihn anrufen, bevor ich zu Lady Howland gehe.«

Venetia wollte sich abwenden, als George noch hinzufügte: »Monsieur Duchêne wollte darüber informiert werden, wenn Lady Cunards Kammerzofe eintrifft.«

Venetia entschlüpfte ein Seufzen. »Ist sie da?«

»Ja, sie ist vor zehn Minuten angekommen.«

»Zeigen Sie ihr die Suite, die für Lady Cunard reserviert wurde. Wir können nicht warten, bis Monsieur Duchêne zurück ist.«

»Ich kümmere mich darum.«

»Danke, George.«

Venetia ging in das Vorzimmer des Hoteldirektors, das nun seit fast vierunddreißig Jahren ihr kleines Reich darstellte. Sie verbrachte mehr Zeit hier als in ihrer Wohnung in Finsbury Park. Aber das bedauerte sie nicht. Sie war alleinstehend, hatte nie geheiratet und schätzte die Einsamkeit nicht. In dem Trubel und der Betriebsamkeit des Luxushotels hatte sie sich immer heimisch gefühlt. Viele der anderen Angestellten kannte sie seit Jahren, wie George Criticos, der seit dem Großen Krieg im Ritz arbeitete. Sie betrachtete die Menschen, die dem prächtigen Gebäude auf dem Piccadilly Leben einhauchten, als ihre Familie – viel mehr als ihre Blutsverwandten. Sie kannte jeden Zoll des Teppichs, den sie über die Jahre beschritten hatte, jede Ader des Marmors, der die Säulen des Vestibüls verkleidete, jeden Fleck an den einfach gestrichenen Wänden des Personalbereichs, den kein Gast je zu sehen bekam. Sie hatte enge Freundschaften geschlossen und sich auch den ein oder anderen Feind gemacht. Denn obwohl Venetia nur die Vorzimmerdame des Hoteldirektors war, hatten die Herren sich stets gerne auf sie verlassen und ihr mit den Jahren eine gewisse Entscheidungsbefugnis zugestanden, wann immer

sie sich einmal außer Haus aufhielten. So wie an diesem Tag Monsieur Duchêne. Zwar hatte Duchêne George mitgeteilt, er sei zum Lunch gegangen, aber Venetia wusste, dass er in Wirklichkeit nach Hause gefahren war, um sich auszuruhen. Er hatte es ihr gegenüber mit keinem Wort erwähnt, doch sie ahnte, dass er krank war. Ihre Menschenkenntnis machte es ihr leicht, die Zeichen zu erkennen: seine zuweilen angespannte Miene, die verriet, dass er Schmerzen litt, die Blässe seiner Haut, die tiefe Erschöpfung, die nach einem langen Arbeitstag aus seinen Zügen sprach. Es musste etwas Schleichendes, Auszehrendes sein, das an ihm nagte. Dabei war Monsieur Duchêne noch nicht im Rentenalter. Fürsorglich brachte Venetia ihm Tee, wenn er müde aussah, und nahm ihm Entscheidungen ab, die sie ohnehin vorhersehen konnte, denn sie hatte vor ihm bereits für eine ganze Reihe von Direktoren gearbeitet. Bis auf einen waren sie alle Schweizer gewesen. Die Hotelaufsichtsräte bevorzugten diese Nationalität für verantwortungsvolle Positionen, nicht nur wegen des sprichwörtlichen Schweizer Organisationstalents, sondern vor allem, weil im Falle eines Krieges ein Eidgenosse nicht Gefahr lief, eingezogen oder als Angehöriger einer feindlichen Nation eingestuft zu werden.

Venetia hob den Hörer des schwarzen Bakelit-Telefons ab und wählte Monsieur Duchênes private Nummer. Als am anderen Ende seine müde Stimme erklang, verspürte Venetia Bedauern, dass sie ihn stören musste. Mit wenigen Worten klärte sie ihn über Lady Howlands Zustand und die Ankunft von Lady Cunards Zofe auf.

»Es ist alles unter Kontrolle«, versicherte Venetia, da sie erriet, dass er mit dem Gedanken spielte, früher ins Hotel zurückzukehren. »Ich gehe jetzt gleich zu Lady Howland, und George kümmert sich um Miss Gordon.«

»Sie sind ein Goldschatz, Madame«, sagte Duchêne auf Französisch. »Was würde ich ohne Sie tun?«

Nachdem Venetia ihre Handtasche in ihrem Schreibtisch eingeschlossen hatte, trat sie vor den kleinen Spiegel an der Wand, um sich zu überzeugen, dass der Wind ihrer Frisur keinen Schaden zugefügt hatte. Sie schob eine Strähne ihres grauen Haares, die sich aus der Nackenrolle gelöst hatte, wieder an ihren Platz. Das Gesicht, das Venetia im Spiegel sah, war nicht hübsch, doch der ebenmäßige Knochenbau ließ es nicht unattraktiv erscheinen. Trotz ihrer fünfundsechzig Jahre war ihre Haut noch immer glatt. Ihre graublauen Augen hingegen wirkten farblos, ebenso wie ihr einst blondes Haar, das den Ton ausgebleichten Strohs besessen hatte. Weil es der Mode entsprach, nicht weil sie Wert darauf legte, zog sie den roten Lippenstift nach und klopfte sich ein paar Staubbrocken von ihrem Kostüm aus dunkelblauem Wollstoff. Auch wenn die Einrichtung des Hotels nach Jahren der Vernachlässigung ein wenig abgewetzt war und man darauf achten musste, auf den durchgelaufenen Teppichen nicht zu stolpern, waren die Angestellten nach wie vor stolz darauf, im Ritz zu arbeiten, und achteten auf ein makelloses Aussehen. Niemand hätte sich mit einem Fleck auf der Uniform oder einem losen Knopf erwischen lassen.

Venetia hängte sich den Pappkarton, der ihre Gasmaske enthielt und den sie beim Eintreten auf ihrem Schreibtisch abgelegt hatte, an der dazu angebrachten Schnur wieder über die Schulter und schloss das Büro ab. Der Fahrstuhl brachte sie zu dem Stockwerk, auf dem der Duke of Bedford für seine Schwiegertochter Clare Gwendolyn Russell, Lady Howland, zwei Suiten gemietet hatte, damit die Schwangere in der Sicherheit des Hotels ihr Kind zur Welt bringen konnte. Im Korridor, der zu den Zimmern führte, standen Chaiselongues für diejenigen

Gäste, die es vorzogen, im Falle eines Luftangriffs nicht in der Nähe der Fenster zu schlafen. Irgendwoher war Musik zu hören, ein Grammophon spielte das Lied »Run Rabbit Run« – ein lästiger Ohrwurm, aber immer noch besser als George Formby mit seiner Ukulele, dachte Venetia.

Nachdem das einst hochgelobte Ritz Hotel in den letzten Jahrzehnten an Anziehungskraft verloren hatte und inzwischen als altmodisch galt, hatte es seit Kriegsbeginn im vergangenen September einen unerwarteten Aufschwung erfahren. Das Stahlgerüst hinter seiner Fassade aus Portland-Stein vermittelte den Menschen, die von der Regierung auf verheerende Bombenangriffe der deutschen Luftwaffe vorbereitet worden waren, eine verlässliche Sicherheit. Im Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit der Konstruktion hatte Monsieur Duchêne nur das sechste und siebte obere Stockwerk geschlossen, denn man ging davon aus, dass selbst bei einem unmittelbaren Treffer die Fliegerbomben nicht zu den tiefer gelegeneren Etagen vordringen würden. Für den schlimmsten Fall hatte man das Untergeschoss zum Luftschutzkeller mit Bar und Imbiss umgebaut. In ihrer freien Zeit half Venetia dort aus, bereitete Tee und Sandwiches zu.

Lady Howlands Zofe Walters öffnete Venetia die Tür. Die Kammerfrau war bereits in den Sechzigern und wirkte unter ihrer aufgesetzten Maske des Gleichmuts angespannt. Als sie die Sekretärin des Hoteldirektors sah, hellte sich ihre Miene sichtlich auf.

»Miss Grey, gut, dass Sie da sind«, sagte Walters erleichtert.
»Mylady hat bereits wiederholt nach Ihnen gefragt.«

»Wie geht es ihr?«, erkundigte sich Venetia.

»Sie hält sich tapfer, aber ich weiß, dass sie große Angst hat«, erwiderte die Zofe. »Sie würde es natürlich nicht zugeben. Es liegt ihr daran, Haltung zu bewahren, wie es von ihr erwartet wird.«

Venetia nickte und trat dann an das Bett, in dem Lady Howland zwischen zwei Wehen in die Kissen gelehnt dalag. Ihre Augen waren geschlossen, aber sie schlief nicht, oder die Ankunft der Sekretärin hatte sie geweckt.

»Miss Grey, wären Sie wohl so freundlich, sich ein wenig mit mir zu unterhalten«, bat die Schwangere. »Es lenkt mich von der Anstrengung ab.«

»Aber natürlich, Mylady«, versicherte Venetia und ließ sich auf einem Stuhl neben dem Bett nieder.

Sie begann, in heiterem Ton über die Neuigkeiten zu plaudern, die sie auf den Gesellschaftsseiten der *Home Notes* gelesen hatte. Dabei unterdrückte sie nur mit Mühe ein Lächeln. Ihre langjährige Freundin Doreen, mit der sie einst die Schule besucht hatte, war noch immer eine der bestunterrichteten Journalistinnen der Stadt. So manches Mal hatte sie Skandale aufgedeckt und an die Öffentlichkeit gebracht. Und sie hatte dies mit einer wenig damenhaften Rücksichtslosigkeit getan, die die Freundschaft der beiden Frauen stets belastet und einmal fast zum Bruch zwischen ihnen geführt hatte. Denn für die Angestellte eines Luxushotels gab es keine größere Tugend als Diskretion. Venetias Verschwiegenheit gegenüber ihrer Freundin hatte ihr einst überhaupt erst die Stelle als Vorsimmerdame des Hoteldirektors verschafft.

Etwa eine halbe Stunde nach Venetias Eintreffen kam Dr. Murray und kurz darauf die Hebamme. Während der Arzt die Gebärende untersuchte, ging Venetia Walters im Badezimmer zur Hand. Die Hähne der eleganten Armaturen tendierten nach jahrzehntelangem Gebrauch dazu, entweder dem Benutzer entgegenzufliegen, wenn man sie aufdrehte, oder sich keinen Zoll zu bewegen, so ausgeleiert oder verzogen waren sie. Der Hahn des Waschbeckens gehörte zur letzteren Art und bedurfte der vereinten Kräfte beider Frauen, um ihn aufzudrehen.

»Es tut mir leid«, entschuldigte Venetia sich zerknirscht. »Wenn das Kind geboren ist, schicke ich gleich den Klempner her.«

Die Kammerzofe lächelte beschwichtigend. »Machen Sie sich deswegen keine Gedanken, Miss Grey. Hauptsache, wir überleben diesen unseligen Krieg.«

Nachdem Dr. Murray gegangen war und auch die Hebamme sich mit der Versicherung, in zwei Stunden erneut vorbeizuschauen, verabschiedet hatte, setzte sich Venetia wieder an Lady Howlands Seite. Da die Wehen in großen Abständen kamen, hatte der Arzt der Gebärenden Chloralhydrat gespritzt, damit sie noch ein wenig schlafen konnte. Trotzdem durfte sie nicht ohne Aufsicht bleiben, und so hatte sich Venetia bereit erklärt, bei ihr zu wachen, während die Kammerzofe sich im Nebenzimmer ausruhete.

Eigentlich war der Empfangschef der erste Anlaufpunkt für die Anliegen der Gäste. George Criticos, der diese Position seit dem Tod seines Vorgängers vor etwa einem halben Jahr bekleidete, hatte schon als dessen Assistent die seltsamsten Aufträge übernommen und nur wenige Anfragen abgelehnt. Von Pferderennen über die Anmietung eines Schlosses für ein Jagdwochenende bis zur Aufbewahrung kostbarer Juwelen erledigte der Concierge alles zur Zufriedenheit der erlauchten Gäste. Doch es gab natürlich Wünsche, die eine Dame einem Mann gegenüber nicht äußern konnte, und da die Rezeption nur mit männlichen Mitarbeitern besetzt war, hatte so manche heikle Bitte, mit der man sich nicht an ein Zimmermädchen wenden wollte, den Weg zur Sekretärin des Direktors gefunden. Deren Verlässlichkeit hatte sich mit der Zeit unter den weiblichen Gästen herumgesprochen. Venetia hatte Lady Howland schon manchen Dienst erwiesen, und so war sie nicht überrascht gewesen, dass die Schwangere sie während der Entbindung bei sich haben wollte.

Venetia wusste aus eigener Erfahrung, wie einsam sich eine Frau dabei fühlen konnte. Während sie die Schlafende betrachtete, deren Gesichtsausdruck trotz des Chlorals gequält wirkte, fragte sie sich, weshalb die junge Frau so unglücklich zu sein schien. Sie befanden sich im Krieg, das war bedrückend, aber ansonsten besaß Lady Howland doch alles, was man sich nur wünschen mochte: einen Mann, der sie liebte, Wohlstand, eine Familie, in deren Schoß sie sich geborgen fühlen konnte. All das hatte Venetia damals nicht gehabt.

Nun am Nachmittag war es still im Hotel. Die Mädchen waren mit der Reinigung der Zimmer fertig und würden erst abends zurückkehren, um die Betten aufzudecken. Auch draußen auf dem Piccadilly ging es ruhig zu. Viele Londoner, die ein Auto besaßen, hatten die Stadt bei Kriegsbeginn verlassen und sich in irgendeiner abgelegenen Ortschaft auf dem Land eingenistet. Seitdem war die Luft in den sonst durch Abgase geschwängerten Straßen angenehm frisch.

Es war schon ein seltsamer Krieg. Seit dem vergangenen September wartete die Bevölkerung mit angehaltenem Atem darauf, dass die befürchteten Luftangriffe begannen – doch nichts geschah. Längst hatte man die Theater, Lichtspielhäuser und Hungerrennbahnen, die nach der Kriegserklärung der britischen Regierung an das Deutsche Reich geschlossen worden waren, wieder geöffnet. Im West End fanden mehr Tanzabende statt als je zuvor. In den Kneipen wurden patriotische Lieder wie »It's a Long Way to Tipperary« und »We're Going to Hang out the Washing on the Siegfried Line« gesungen. Und ein großer Teil der Kinder, die aufs Land verschickt worden waren, hatte aus Heimweh den Weg zurück nach London gefunden. Im Großen und Ganzen ging das Leben seinen gewohnten Gang. Man hätte vergessen können, dass man sich im Kriegszustand befand, wären da nicht die mit weißen

Ringen versehnen Laternenpfähle, Baumstämme und Bordsteine, die an den Gebäuden hoch aufgetürmten Sandsäcke, die Papierstreifen auf den Glasscheiben und die fehlenden Straßenschilder gewesen. Und natürlich die Verdunkelung, die in diesem Winter vermehrt Verkehrsunfälle verursacht hatte. Der Krieg war wie ein gefährliches Raubtier, das in der Finsternis lauerte, um dann unerwartet ans Licht zu springen und Tod und Verderben zu bringen.

Gleich nach der Kriegserklärung hatte es den ersten Fliegeralarm gegeben, und seitdem hatten die Sirenen immer wieder geheult und die Menschen in Angst und Schrecken versetzt. Doch es war jedes Mal falscher Alarm gewesen. Gott stehe ihnen bei, wenn sich das änderte! Venetia hatte die Bombardierung Londons durch feindliche Zeppeline während des Großen Krieges erlebt, und sie dachte beklommen daran zurück.

Am späten Nachmittag begab Venetia sich in ihr Büro, während Walters bei ihrer Herrin wachte, und erstattete Monsieur Duchêne Bericht. Er ermunterte sie, ihren Dienst zu beenden und nach Hause zu gehen, doch Venetia entschied sich zu bleiben. Am Abend fragte Lady Howland erneut nach ihr.

Als Venetia die Suite betrat, hatte die Hebamme gerade ihre Untersuchung beendet. Um die Matratze zu schützen, hatte sie das Bett mit wasserundurchlässigem braunem Papier und Wöchnerinnenlaken abgedeckt, die nach der Entbindung zusammengerollt und weggeworfen werden konnten. Lady Howlands Gesicht verzerrte sich, als eine Wehe einsetzte.

»Es dauert nicht mehr lange, Mylady«, sagte die Hebamme beruhigend. Gleichzeitig warf sie Venetia einen auffordernden Blick zu. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Ihrer Ladyschaft gut zureden könnten, Miss Grey. Sie sollte so entspannt wie möglich bleiben.«

»Wurde Dr. Murray verständigt?«, fragte Venetia.

Mrs Jacobs schüttelte den Kopf, und so trat Venetia zum Telefon und beauftragte George, dem Arzt Bescheid zu geben. Sie wagte nicht zu fragen, ob die Hebamme Schwierigkeiten erwartete, denn sie war sicher, dass Lady Howland sie hören würde. Als die Wehe verebbte, setzte Venetia sich mit gespielter Zuversicht auf den Stuhl neben dem Bett und ergriff die Hand der Gebärenden. Diese öffnete die Augen, die sie bis dahin geschlossen gehalten hatte.

»Ah, Sie sind wieder da«, flüsterte Lady Howland. »Es ist sehr nett von Ihnen, Ihre Zeit zu opfern, um mir Gesellschaft zu leisten, Miss Grey.« Sie stieß ein tiefes Seufzen aus. »Sie können sich glücklich schätzen, dass Sie diese Tortur niemals durchmachen mussten. Es ist wirklich in höchstem Maße unerfreulich.«

Venetia lächelte gezwungen. »Es wird bald vorbei sein, Mylady.«

Die Wehen kamen nun in kürzeren Abständen. Die Gebärende folgte den Anweisungen von Mrs Jacobs und presste ins Becken. Zunächst bemühte sie sich, die Schmerzen schweigend zu ertragen, doch bald ging ihr Stöhnen in Schreien über. Venetia fragte sich unwillkürlich, was die Gäste in den benachbarten Suiten wohl denken mochten und ob man sie auch unten in der Lobby und im Palm Court hören konnte.

In dem Moment, als die Fruchtblase platzte, ertönte in der Ferne das unheilvolle an- und abschwellende Heulen einer Sirene. Venetia und Mrs Jacobs warfen einander einen unbehaglichen Blick zu, doch keine von beiden sagte ein Wort. In stummem Einverständnis kamen sie überein, dass es sich wahrscheinlich wieder um einen falschen Alarm handelte. Sie konnten nur hoffen, dass die Deutschen nicht gerade diesen Tag gewählt hatten, um einen Bombenangriff auf London zu fliegen. Und wenn

doch, so befanden sie sich immerhin in einem der sichersten Gebäude in ganz England. Nicht umsonst hatte der Aufsichtsrat bei Kriegseintritt die Öffentlichkeit an die Stahlgerüstbauweise des Ritz erinnert und das Hotel als erstes Gebäude dieser Art in Großbritannien gerühmt. Dass dies nicht ganz der Wahrheit entsprach – das Grandhotel in Folkestone war vor dem Ritz mit dieser Technik erbaut worden –, spielte dabei keine Rolle. Venetia und Mrs Jacobs fühlten sich im Schoß des Hotels so sicher, dass sie beschlossen, die Sirenen zu ignorieren.

Und dann ging alles ganz schnell. Die Hebamme hob das Neugeborene an den Füßen hoch, gab ihm einen Klaps auf das Hinterteil und strahlte über das ganze Gesicht, als es zu schreien begann.

»Sie haben einen Sohn, Mylady«, verkündete Mrs Jacobs.

Venetia sah die Erleichterung auf Lady Howlands Zügen. »Damit habe ich meine Pflicht getan«, hauchte sie.

Ihre Stimme war so schwach, dass nur Venetia die Worte verstand. Und sie wunderte sich, dass die junge Mutter nicht mehr Freude über das Wunder offenbarte, das sie gerade vollbracht hatte.

Wenig später, nach der Entwarnung, erschien Dr. Murray, untersuchte zuerst das Baby, das die Hebamme inzwischen gewaschen und in ein Handtuch gewickelt hatte, und dann Lady Howland. Nachdem auch die Nachgeburt komplikationslos abgegangen und das Bett gesäubert worden war, gab der Arzt der erschöpften Mutter ein Schlafmittel und verabschiedete sich.

Bewegt beugte Venetia sich über das Kind, das man in eine bereitstehende Wiege gelegt hatte. Es schlief friedlich.

»Wissen Sie, welchen Namen der Junge bekommen soll?«, fragte Venetia die Kammerfrau.

»O ja«, antwortete Walters, ohne den Blick von dem Gesicht

des Babys abzuwenden. »Sie haben den ehrenwerten Henry Robin Ian Russell vor sich, der einmal Duke of Bedford sein wird.«

»Eine schwere Bürde für den Kleinen«, bemerkte Venetia nachdenklich.

Aber zumindest würde er in der Sicherheit seiner Familie aufwachsen, geliebt und umsorgt von seiner Mutter und einem Vater, der ihn unterstützen und auf seine zukünftige Lebensaufgabe vorbereiten würde. Auf einmal durchlief Venetia ein Anflug von Trauer und ein unangenehmes Gefühl, das sie als Neid identifizierte, wofür sie sich sogleich schämte. Doch der nagende Schmerz blieb und breitete sich wie ein eisiges Gespinst in ihrem Magen aus. Es schockierte sie, dass sie nach so langer Zeit immer noch so fühlte. Dabei hatte sie geglaubt, vor Jahren bereits Freunden gefunden zu haben. Machte sie das zu einem schlechten Menschen, der zu viel vom Leben erwartete, obwohl sie selbst die Schuld an ihrer Misere trug? Wie unter einem Zwang, dem sie nicht widerstehen konnte, ließ sie ihre Gedanken zu jenem fernen Tag zurückkehren, der ihr Leben überraschend und unbarmherzig in eine andere Bahn gelenkt hatte.

2



Scarborough, November 1895

*T*un Sie's nicht! Bitte!«, rief Venetia. Der Wind musste ihre Worte über das Tosen des Meeres hinweg zu dem Mann am Rande der Klippen getragen haben, denn er wandte sich erschrocken zu ihr um. Venetia wusste nicht, weshalb sie glaubte, er wolle sich in die Tiefe stürzen, aber sie wagte nicht, den Blick von ihm abzuwenden, als könnte sie ihn dadurch zurückhalten. Wie von selbst bewegten sich ihre Füße auf ihn zu. Die ganze Situation erschien ihr unwirklich, wie ein seltsamer Traum, in dem man die absurdesten Umstände als völlig natürlich akzeptiert. Kurz bevor Venetia ihn erreichte, trat der Fremde von dem Abgrund zurück und schenkte ihr ein verlegenes Lächeln. Sie blieb stehen, und das Blut schoss ihr in die Wangen. Was war nur in sie gefahren? Wie war sie auf den unsinnigen Gedanken gekommen, dieser Mann habe die Absicht gehabt, eine Todsünde zu begehen und sich das Leben zu nehmen? Da war wohl ihre Fantasie wieder einmal mit ihr durchgegangen. Sie las zu viele Romane, würde Mama sagen.

Beschämt starre Venetia den Fremden an. Er war noch jung, kaum älter als zwanzig, schätzte sie. Sein längliches schmales Gesicht war attraktiv, ohne dass man hätte sagen können, warum, denn seine Züge waren eher unscheinbar, die bartlosen Wangen

von den Narben einer durchgemachten Windpockenerkrankung gezeichnet. Dennoch hatte Venetia das Gefühl, dass sie dieses Gesicht nie wieder vergessen würde, die Ausstrahlung seiner braunen Augen, die ihr zulächelten, die Ausdruckskraft seines Mienenspiels, das eine breite Palette an Empfindungen verriet, während er sie betrachtete: Verwunderung, Schmerz, Amusement und – was Venetia überraschte – eine Spur von Rührung. Sie hatte den Eindruck, in seinen Zügen lesen zu können wie in einem Buch. Um den Bann zu brechen, in dem sie sich verfangen hatte, sagte sie entschuldigend: »Es tut mir leid, Sir. Ich weiß nicht, was über mich gekommen ist.«

Venetia wollte sich abwenden, um sich der peinlichen Situation zu entziehen, als der Fremde seine Stimme wiederfand. »Nein, bitte, Madam. Es war meine Schuld. Ich hätte nicht so nah an den Klippenrand herangehen sollen. Sie mussten ja glauben, dass ich ...« Er sprach den schändlichen Ausdruck nicht aus, sondern räusperte sich und sah sich dann ein wenig hilflos um. »Verzeihen Sie, wie ungehörig von mir, mich nicht vorzustellen. Auch wenn es nicht der Konvention entspricht, da niemand da ist, der die Formalitäten für uns übernehmen könnte, erlaube ich mir, dies selbst zu tun, Madam. Mein Name ist ...« Wieder zögerte er einen Sekundenbruchteil, bevor er weitersprach: »Bertie Townsend. Habe die Ehre.«

Venetia nahm die kurze Pause wahr, vergaß aber, sich darüber zu wundern. Sie konnte den Blick nicht von ihm wenden. Als sie sich dessen bewusst wurde, errötete sie erneut und murmelte: »Venetia Grey ... Miss ...«

Er lächelte. »Bitte vergeben Sie mir, dass ich Sie in diese unmögliche Situation gebracht habe, Miss Grey.«

Venetia neigte leicht den Kopf, um ihm zu zeigen, dass sie seine Entschuldigung annahm. Eigentlich hätte sie nun weiter-

gehen müssen, aber ein unerklärliches Unbehagen hielt sie an ihrem Platz. Ihre Vorstellungskraft gaukelte ihr einen verzweifelten Aufschrei und das Aufklatschen eines Körpers auf der Oberfläche des Meeres vor, sobald sie sich abwenden würde. Vielleicht beunruhigte sie die Enttäuschung, die sie hinter dem schmerzlichen Lächeln in Bertie Townsends Augen las. Ihr Blick fiel auf den Filzhut, der in einiger Entfernung im Gras lag und den eine Bö eben erneut erfasste und herumwirbelte.

»Ihr Hut«, sagte sie und machte eine Kopfbewegung in Richtung des Homburgs.

Wieder lächelte Townsend fast ein wenig spöttisch, als durchschau er ihre Absicht, ihn endgültig von den Klippen wegzulocken. Mit großen Schritten eilte er schließlich dem Hut nach, bevor der Wind ihn davontrug, und setzte ihn sich auf das zerzauste Haar.

Der Himmel hatte sich erneut zugezogen und kündigte Regen an. Nach einem kurzen Blick auf die Wolken trat Bertie Townsend zu Venetia.

»Bitte gestatten Sie mir, Sie in die Stadt zurückzugeleiten, Miss Grey«, bot er ihr an. »Hier wird es gleich ungemütlich.«

Schweigend nickte sie und ging ihm voraus. Auf dem abschüssigen Pfad blieb er nah hinter ihr, um sie festhalten zu können, falls sie ausglitt. Von einem Moment auf den anderen brach der Schauer über sie herein und verwandelte den Weg augenblicklich in eine Schlammpiste. Venetia wich auf das lange, vom Regen niedergedrückte Gras aus und versuchte, darauf Halt zu finden, doch es kam, wie es kommen musste: Die nassen Halme glichen einer Rutschbahn, auf der sie mit ihren glatten Schuhsohlen ausglitt. Eine kräftige Hand packte sie am Arm und hielt sie aufrecht.

»Kommen Sie, da drüben ist ein Felsvorsprung, wo wir uns unterstellen können«, forderte Townsend Venetia auf.

Dankbar ließ sie sich von ihm führen. Dass sie beinahe gefallen war, hatte sie erschreckt, und nun fühlte sie sich nicht mehr sicher auf den Beinen. In der kleinen Bucht, in der Venetia zuvor die Brandung beobachtet hatte, schob der junge Mann sie unter einen Felsen, der von Wind und Wetter unterhöhlt worden war. Zumindest vor dem Regen waren sie unter dem Vorsprung geschützt, wenn auch nicht vor der Gischt, die vom Meer her zu ihnen herüberspritzte. Als er sicher war, dass Venetia auf dem unebenen Gestein einen festen Stand hatte, ließ Bertie Townsend ihren Arm los.

»Da haben wir uns einen ungünstigen Tag für einen Spaziergang ausgesucht«, sagte er sarkastisch.

Verlegen wandte Venetia den Blick ab, denn sie verstand die Bemerkung als Kritik an ihrem Benehmen. Ein anständiges junges Mädchen lief bei einem solchen Wetter nicht durch die Straßen, mochte er sich denken.

Um dem nach wie vor herabströmenden Regen zu entgehen, standen sie so nah nebeneinander, dass Venetia spürte, wie sein Körper sich anspannte. Unwillkürlich sah sie ihn an und bemerkte den betretenen Ausdruck, der über seine Züge glitt.

»Es tut mir leid, ich rede oft, ohne nachzudenken«, stammelte er. »Ich wollte damit nicht andeuten, dass Sie ... Verdammter, ich gehe wohl lieber ...«

Wie sensibel er war, dachte Venetia amüsiert. Ein breites Lächeln drängte sich auf ihre Lippen, das ganz und gar nicht damehaft war.

»Sie wollen mich doch hier nicht allein im Regen stehen lassen«, sagte sie ironisch.

Sein vom kalten Wind gerötetes Gesicht wurde noch einen Ton dunkler. »Nein, natürlich nicht. Dumm von mir ...« Dann grinste auch er. »Die alte Public-School-Erziehung bereitet einen nicht darauf vor, wie man sich in einer solchen Situation verhalten sollte.«

»Ich denke, die gesellschaftlichen Konventionen sind für diesen Fall nicht ausgelegt«, erwiderte Venetia diplomatisch. »Im Augenblick sind wir Gestrandete, die von der Außenwelt abgeschnitten sind.«

Ihre Antwort war recht forsch gewesen, aber sie spürte, dass Townsend sich ein wenig entspannte und der Moment der Befangenheit vorüber war. Neugierig musterte er die junge Frau an seiner Seite, als wollte er jede Einzelheit ihres Anblicks in sich aufnehmen. Was dachte er von ihr? Venetia fürchtete, Hohn oder Geringschätzung in seinen dunklen Augen zu lesen, aber da waren nur Verwunderung und Wärme. Auf einmal empfand sie ein seltsames Flattern im Magen und ein Kribbeln in ihren Gliedmaßen. Ihre vor Kälte erstarrten Hände und Füße wurden warm, und sie spürte das Schlagen ihres Herzens mit einer ungewohnten Intensität, so als habe es bis zu diesem Moment wie ein Stein tot in ihrer Brust gelegen. Sie wurde sich bewusst, dass sie Bertie Townsend anstarnte, und senkte den Blick.

Der Regenguss hatte nachgelassen, doch keiner von ihnen schien den ersten Schritt unter dem Felsvorsprung hervor machen zu wollen. Der lange Wollmantel hatte Venetia vor der Feuchtigkeit geschützt, und ihre Unterröcke hielten sie warm. Da der Wind kaum noch blies, war ihr nicht kalt. Nur von ihrem durchweichten Hut tropfte es unangenehm in ihren Kragen.

Schließlich traten Venetia und Townsend fast gleichzeitig ins Freie und folgten dem Pfad, über den das Wasser gurgelnd den Abhang hinabfloss, hinauf zu den Häusern oberhalb der Clarence Gardens. Dort blieb Bertie Townsend stehen und brach das Schweigen, das während des Aufstiegs zwangsläufig zwischen ihnen geherrscht hatte, das Venetia jedoch nicht als gezwungen empfunden hatte, eher als etwas Natürliches, wie bei langjährigen Freunden, die keine Worte brauchten, um einander zu verstehen.

»Haben Sie es noch weit von hier aus, Miss Grey?«, fragte er.

»Nein, ich wohne nur ein paar Straßen weiter«, antwortete Venetia.

»Dann werde ich Sie nun verlassen. Mein Hotel liegt in der Nähe des Kurbads.« Er lüftete den Hut und wandte sich ab. Doch dann hielt er noch einmal inne und drehte sich zu ihr um. »Vielen Dank für alles, Miss Grey.«

Während sie ihm nachblickte, wurde Venetia bewusst, dass er sich nicht verabschiedet hatte, und fragte sich, ob dies bedeutete, dass sie sich wiedersehen würden.

Geistesabwesend wanderte Venetia durch die schmalen Gassen der Altstadt und bemerkte erst, dass sie die kleine Pension ihrer Tante auf der Princess Street erreicht hatte, als sie davorstand. Seufzend öffnete sie die Tür und betrat die düstere Diele. Die salzige Meeresluft, die sie mit sich brachte, vermischt sich mit dem muffigen Geruch des alten Hauses. Aufgrund ihrer Krankheit hatte Tante Lizzie das Reinemachen in den letzten Wochen vernachlässigt, und es war nur noch ein schwacher Hauch von Möbelpolitur wahrzunehmen, mit dem das Geländer der Treppe vor langer Zeit gewachst worden war. Venetia hängte ihren feuchten Mantel an die Garderobe und steckte ihren unbenutzten Schirm in den Ständer. So leise wie möglich stieg sie die Stufen in den zweiten Stock hinauf und huschte zur Tür des Zimmers, das sie mit ihrer Mutter teilte. Doch ehe sie die Schwelle überquerte, hörte sie Margarets Stimme von unten heraufrufen: »Venetia, bist du das?«

»Ja, Mama.«

»Wo warst du denn so lange bei diesem Wetter?«

»Ich habe mich untergestellt. Und dann musste ich warten, bis es zu regnen aufhört.«

»Komm runter, du kannst dich nützlich machen und Mr Jones heißes Wasser zum Waschen bringen.«

»Ja, Mama.«

Vor dem Frisierspiegel zog Venetia rasch die Nadel aus ihrem Hut und legte ihn auf ein Handtuch, da die durchweichten Federn noch immer tropften. Dann strich sie ihr gelöstes Haar zurück und steckte die Strähnen fest. Bei einem letzten Blick in den Spiegel fiel ihr auf, dass ihre Wangen glühten, doch das konnte sie zu ihrem Unmut nicht kaschieren.

In der Küche füllte Venetia eine Zinnkanne mit heißem Wasser und trug sie in den ersten Stock zur Tür mit der Nummer 2. Mr Jones war zurzeit der einzige zahlende Gast in Tante Lizzies Pension. Der Junggeselle wohnte ganzjährig hier und genoss den Komfort, sich bedienen und bekochen zu lassen. Da er keinen Vergnügungen nachging, konnte er es sich leisten.

»Ah, Miss Grey«, grüßte er sie, als er auf ihr Klopfen hin die Tür geöffnet hatte. »Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir heißes Wasser zu bringen.«

»Sagen Sie mir Bescheid, falls Sie noch mehr brauchen«, erwiderte Venetia.

Sie mochte Mr Jones, denn er war stets höflich und dankbar für jede Aufmerksamkeit. Er lächelte ihr schüchtern zu und fuhr sich nervös mit der Hand über die Halbglatze, bevor er die Zinnkanne entgegennahm.

»Das ist sehr liebenswürdig, danke«, sagte er und schloss die Tür.

Venetia kehrte in die Küche zurück und bereitete Tee zu. Beladen mit einem Tablett stieg sie schließlich zum Schlafzimmer ihrer Tante hinauf und trat ein. Ihre Mutter, die am Bett ihrer Schwester saß, wandte sich ihrer Tochter zu und sah sie missbilligend an.

»Wir hatten schon geglaubt, eine Sturmbö hätte dich weggeblasen«, sagte Margaret. »Du solltest bei diesem Wetter nicht rausgehen.«

»Der Wind macht mir nichts aus«, entgegnete Venetia.

Lizzie ergriff Partei für ihre Nichte. »Lass sie doch, Maggie. Sie ist jung. Du kannst nicht verlangen, dass sie den ganzen Tag wie du an meinem Krankenbett sitzt oder in der Stube hockt und die Wand anstarrt. Die frische Luft tut ihr gut. Sieh sie dir doch an. Ihre Wangen blühen wie Heckenrosen.«

»Das ist mir nicht entgangen«, erwiderte Margaret spitz. »Du wirst dich da draußen noch erkälten, Kind.«

»Ach was.« Lizzie winkte ab. »Ihr Londonerinnen seid verweichlicht. Eine frische Meeresbrise hat noch niemandem geschadet.«

»Ach ja?«, spöttelte Margaret. »Und wie hast du dir die Lungenentzündung eingefangen? Beim Stricken vorm Kamin?«

Venetia unterdrückte ein Lächeln, während sie den Schwestern Tee reichte. So ging es den ganzen Tag. Sie stritten sich ständig, aber nie boshhaft. Venetia vermutete, dass Margaret Lizzie auf diese Weise von ihrer Krankheit abzulenken versuchte. Bisher schien diese Strategie zu funktionieren.

»Soll ich das Abendessen vorbereiten, Mama?«, fragte Venetia, nachdem sie die leeren Tassen eingesammelt hatte.

Angesichts des ungewöhnlichen Eifers ihrer Tochter zog Margaret verwundert die Augenbrauen hoch.

»Nanu, du bist doch sonst nicht so erpicht auf Küchendienst. Die ›frische Meeresbrise‹ hat dich wohl hungrig gemacht.«

Ohne auf die Stichelei einzugehen, verließ Venetia den Raum und schloss die Tür. Ihre Mutter hatte recht damit, dass ihr das Kochen keine Freude bereitete, aber beim Kartoffelschälen konnte man wunderbar seinen Gedanken nachhängen und die Ereignisse des Tages Revue passieren lassen.

3



Scarborough, November 1895

Am blauen Himmel kreisten Möwen und stießen schrille Schreie aus. Ihr Gezeter hatte Venetia schon früh am Morgen aus dem Schlaf gerissen. Die Erinnerung an ihre Begegnung mit Bertie Townsend war schlagartig in ihr Gedächtnis zurückgekehrt und hatte sie keine Ruhe mehr finden lassen. Nur mit Mühe hatte Venetia dem Drang widerstanden, das Haus zu verlassen und zur Burgruine zurückzukehren, um nach ihm Ausschau zu halten. Es hatte sie einiges an Beherrschung gekostet, sich ihre Ungeduld nicht anmerken zu lassen und ihre Pflichten mit der üblichen Sorgfalt zu erledigen. Erst nachdem sie das Frühstück gerichtet, Mr Jones heißes Wasser gebracht und nach dem Essen die Küche geputzt hatte, war es ihr möglich gewesen, unter dem Vorwand, sie wolle einen Spaziergang machen, ins Freie zu schlüpfen.

Die letzten Wolken waren während der Nacht abgezogen, und die Möwen nutzten die klare Luft und den gleichmäßigen Seewind, um in den Wellen nach Fischen zu tauchen. Die meisten Boote waren ausgelaufen, einige kehrten bereits mit ihrem Fang zurück. Der Hafen war belebt, doch am Nordstrand war es ruhig. Die Clarence Gardens waren verlassen. Außerhalb der Sommersaison verirrten sich nicht viele Menschen hierher.

Venetias Enthusiasmus verflog schlagartig. Sie hatte gehofft, Bertie Townsend wieder zu begegnen, doch wenn sie nüchtern darüber nachdachte, wurde ihr klar, dass er keinen Grund hatte, herzukommen. Was immer ihn am gestrigen Tag auf die Klippen geführt hatte, der Wunsch, sich die Burg anzusehen, oder das Bedürfnis, in der Tiefe der aufgewühlten See Vergessen zu finden – sie grübelte noch immer über diese absurde Vorstellung nach, ohne zu wissen, warum –, weshalb auch immer er gekommen war, es besaß nun sicherlich keine Bedeutung mehr für ihn. Was machte sie also hier? Doch Venetia brachte es nicht über sich, umzukehren. Wie um die Erinnerung wiederzubeleben, ging sie den Pfad entlang, verharrete eine Weile unter dem Felsvorsprung, wo sie und er Schutz vor dem Regen gesucht hatten, und stieg schließlich bis zu dem Plateau hinauf, auf dem sie ihm begegnet war. Es war verlassen. Vielleicht war alles nur ein Traum gewesen, den der Wind mit sich fortgerissen hatte. Ein so umfassendes Gefühl der Enttäuschung breitete sich in Venetia aus, dass sie sich wie ausgeleert fühlte. Sie versuchte sich zu erinnern, wo Townsend gestanden hatte, und verharrete an derselben Stelle. Anders als gestern funkelte die Oberfläche des Meeres in der Sonne, und die vereinzelten Schaumkronen erschienen blendend weiß. Ein wenigbeklommen trat Venetia näher an den Rand der Klippen und blickte in die Tiefe. Es war Ebbe, und unter ihr schimmerten die Felsen, die bei Flut unter Wasser lagen. Ihre feuchte Oberfläche war rau und zerklüftet. Mit einem schummrigen Gefühl wich Venetia zurück.

»Miss Grey!«

Überrascht wandte sie den Kopf und sah Bertie Townsend auf dem Klippenpfad stehen. Er musste gerade die Anhöhe erklimmen haben. Wie gebannt starrte Venetia ihn an. Als sie ihn lächeln sah, fiel die Lähmung von ihr ab, und sie erwiderte seinen Gruß.

»Mr Townsend, ich hätte nicht erwartet, Sie so bald wiederzusehen.«

Er trat näher und lüpfte seinen Hut. »Ich ebenso wenig, Madam. Ich dachte, nach dem unangenehmen Erlebnis gestern würde Ihr Weg Sie nicht so schnell wieder an diesen Ort führen.«

Der erfreute Ausdruck seines Gesichts strafte seine Worte Lügen. Zumindest bildete Venetia sich ein, dass er gehofft hatte, sie wiederzutreffen.

»Mir ist vom gestrigen Tag nichts Unangenehmes in Erinnerung geblieben«, widersprach Venetia. »Ein wenig Regen macht mir nichts aus.«

»Stammen Sie aus Yorkshire, Miss Grey?«, fragte Townsend.

»Nein, aus London. Aber meine Familie mütterlicherseits kommt ursprünglich von hier.«

»Sie sind also zu Besuch in Scarborough? Eine ungewöhnliche Jahreszeit für einen Badeurlaub.«

Sie lächelte über seine Ironie. »Ich bin mit meiner Mutter hier, um meine Tante zu pflegen.«

»Ich hoffe, es geht Ihrer Tante nicht zu schlecht.«

»Nein, sie ist auf dem Weg der Besserung, braucht aber noch Hilfe bei der Führung ihrer Pension.«

Venetia war nicht entgangen, dass Townsend keine Anstalten machte, ihr seinerseits zu verraten, was ihn im November in einen Badeort geführt hatte. Seine Public-School-Erziehung machte es unmöglich, seinen Akzent einzuordnen, und seine Kleidung war von guter Qualität, wenn auch ein wenig abgetragen. Aber Venetia liebte Rätsel. Die Ungewissheit ließ ihrer Fantasie mehr Raum und lieferte Stoff zum Träumen.

Eine Weile standen Venetia und der junge Mann schweigend nebeneinander und blickten aufs Meer hinaus. Plötzlich hob Townsend den Arm und deutete in die Ferne.

»Sehen Sie, Miss Grey, dort hinten! Delfine!«

Und dann entdeckte Venetia sie auch: die gewölbten Stirnen der eleganten Tiere, die aus dem Grau der Wellen auftauchten und im nächsten Moment wieder verschwanden, die steil aufgerichteten Rückenflossen, die das Wasser zerteilten. Ab und zu blies einer der Delfine eine Fontäne aus seinem Blasloch. Es schien Venetia, als würden sie spielen.

Als sie den Kopf wandte und den Mann neben sich ansah, bemerkte sie, dass er sie beobachtete.

»Sie wirken so unbeschwert«, sagte Venetia verlegen. »Wie Kinder.«

Townsend lächelte. »Eine amüsante Vorstellung.«

Wie schon tags zuvor fürchtete Venetia, er könnte sich über ihre schwärmerische Bemerkung lustig machen, doch seine Züge verrieten stattdessen eine heitere Zufriedenheit, die den schmerzlichen Ausdruck der Trauer von gestern verscheucht hatte.

»Wenn Sie meinen, dass der Anstand es zulässt, könnten wir vielleicht ein Stück gemeinsam spazieren, Miss Grey«, schlug Townsend vor.

»Es wäre mir ein Vergnügen, Sir«, erwiederte Venetia. Sie konnte sich nichts Schöneres vorstellen.

In den folgenden Tagen trafen Venetia und Bertie Townsend sich regelmäßig in den Clarence Gardens. Sie sprachen nie eine Verabredung aus, verständigten sich nur mit Blicken, einander am folgenden Vormittag wiederzusehen. Venetia begann ihren Treffen bereits früh am Morgen entgegenzufiebern und lag abends lange wach, um die Unterhaltung mit dem jungen Mann in Gedanken noch einmal zu durchleben. Sie sprachen über alles Mögliche. Als Townsend feststellte, dass Venetias Interessen breit gefächert waren, gab es kaum ein Thema, über das sie

sich nicht unterhielten. Venetia verriet ihm, dass sie nicht nur gerne Romane las, sondern auch regelmäßig die Zeitungen, die über das Zeitgeschehen berichteten, und Fachliteratur, die sie im umfangreichen Buchbestand ihres Vaters fand. Ihre Mutter hatte ihr immer geraten, mit ihrem Wissen hinterm Berg zu halten, da Männer es nicht mochten, wenn Mädchen zu beleben waren, aber Bertie Townsend schien dies nicht zu stören. Venetia hatte den Eindruck, als habe er nicht viel Gelegenheit, sich mit Gleichgesinnten zu unterhalten, und vermutete, dass er ein recht einsames Leben führte. Wenn sie am verlassenen Strand oder die Esplanade entlangspazierten, wirkte er nun, da er die anfängliche Verlegenheit überwunden hatte, entspannt und fröhlich. Während sie sich über die Gründung Rhodesiens, den japanischen Expansionsdrang und den drohenden Kriegszug gegen die Aschanti in Ghana unterhielten, schien er zu vergessen, dass er mit einer Frau redete. Die deftige Wortwahl, in die er dann zuweilen verfiel, als spräche er zu anderen Männern, bewies dies nur allzu deutlich. Venetia wusste nicht recht, ob sie sich geschmeichelt fühlen oder enttäuscht sein sollte, dass er sie nicht mit Komplimenten umwarb.

Sie musste sich eingestehen, dass sie hoffnungslos verliebt war. In Gedanken nannte sie ihn schon lange nicht mehr Mr Townsend, sondern nur noch Bertie. Sie war zwanzig Jahre alt und hungrte nach der Aufmerksamkeit eines Mannes, der sie um ihrer selbst willen schätzte, der ihr zuhörte und ihr seine Gedanken anvertraute. Die Tatsache, dass sie nichts über ihn wusste, machte es noch verführerischer, von einer tieferen Beziehung zu träumen, auch wenn der logisch denkende Teil ihrer Persönlichkeit ihr verbot, sich konkrete Hoffnungen zu machen. Ihr Geist und nicht zuletzt ihr Körper waren zum Leben erwacht. Sie hatte sich noch nie so munter und voller Energie gefühlt wie in den

Tagen seit ihrer ersten Begegnung mit Bertie. Venetia wusste, dass ihre Mutter die Veränderung bemerkt hatte, die mit ihrer Tochter vorgegangen war. Doch da Margaret wenig Fantasie und keinerlei Hang zur Romantik besaß, hatte sie daraus noch keine Schlüsse gezogen, die sie hätten beunruhigen können. Lizzie hatte einen Rückfall erlitten, und so galt Margarets Aufmerksamkeit ganz ihrer Schwester, die sie nicht allein zu lassen wagte. Solange Venetia zuverlässig ihre häuslichen Pflichten erledigte, hatte ihre Mutter keinen Grund, ihr die Spaziergänge an der frischen Seeluft zu verbieten.

Das Wetter blieb weiterhin unbeständig, und so begegneten Venetia und Bertie bei ihren Wanderungen nur wenigen Menschen. Allerdings galt es in diesen modernen Zeiten für eine junge Frau nicht mehr als verfänglich, sich in der Öffentlichkeit mit einem Mann zu unterhalten, der kein Verwandter war. Zumindest redete Venetia sich das ein. Gemeinsam besuchten sie die italienischen Gärten auf dem Southcliff, sahen den Bowlingspielern in den Alexandra Gardens zu oder verbrachten Stunden auf einer Bank vor dem Kurbad.

Eines Tages, als Venetia und Bertie dort saßen und übers Meer hinausblickten, begann der junge Mann das erste Mal von seiner Familie zu sprechen.

»Ich bin nach Scarborough gekommen, um Abstand von meinem Vater zu gewinnen«, gestand er. Seine Miene hatte sich verfinstert. »Wir standen uns nie besonders nah, nicht erst nach dem Tod meiner Mutter. Er ist ein Trunkenbold und ein Spieler. Vor zwei Wochen hat er uns beinahe um Haus und Hof gebracht. Wenn mein Großvater nicht verfügt hätte, dass der Grundbesitz für mich treuhänderisch verwaltet wird, säßen wir auf der Straße.« Bertie lachte bitter. »Der Skandal, den der *pater* verursacht hat, kümmert ihn nicht. Aber ich konnte die zudringlichen

Fragen und neugierigen Blicke der Menschen nicht länger ertragen. Und nun verstecke ich mich hier, wo mich keiner kennt. Vermutlich denken Sie jetzt, dass ich feige bin, Miss Grey, und mich der misslichen Situation stellen sollte.«

»Nein, Mr Townsend, ich kann Sie gut verstehen«, erwiderte Venetia sanft. »Die Leute lieben bösartigen Klatsch. Weshalb sollten Sie sich dem aussetzen? Sie könnten ja doch nichts dagegen tun.«

»Da haben Sie recht.« Bertie sah die junge Frau an seiner Seite an und lächelte. »Ich versichere Ihnen, dass ich damals auf den Klippen nicht die Absicht hatte, in die Tiefe zu springen, aber ich muss gestehen, dass der Anblick der alles verschlingenden Brandung für einen Moment eine Verlockung darstellte, die ich als hypnotisch empfand. Und deshalb bin ich Ihnen von Herzen dankbar, dass Sie diesen unheilvollen Bann gebrochen haben. In den letzten Wochen haben Sie mir geholfen, wieder zu mir selbst zu finden und meinen Frieden mit meiner unerfreulichen Lage zu machen.«

Venetia wusste nicht, was sie sagen sollte. Bisher hatte keiner von ihnen das Geschehen auf den Klippen erwähnt, und sie war überrascht, dass er es nun ansprach. Das Vertrauen, das er ihr damit zeigte, rührte sie zutiefst und brachte ihn ihr noch näher. Sie sahen einander lange an. Berties Miene war ernst geworden. Fast ehrfurchtvoll neigte er sich über sie und streifte mit den Lippen ihren Mund. Da sie nicht zurückwich, küsste er sie sanft. Venetia fühlte ein Ziehen im Unterleib. Das Verlangen, das sie zu ihm hinzog, erschreckte sie ein wenig, denn sie hatte noch nie dergleichen erlebt. Im nächsten Moment hatte Bertie sich von ihr gelöst und rückte ein Stück von ihr ab.

»Tut mir leid. Das hätte ich nicht tun sollen.«

Die tiefe Enttäuschung, die Venetia verspürte, befremde sie.

Sie wich seinem Blick aus, um ihre Verwirrung vor ihm zu verbergen. Sie wünschte sich sehnlichst, dass er sie erneut küsste, und fürchtete zugleich, dass er sie für ein leichtes Mädchen halten könnte, wenn er ihr die Gedanken vom Gesicht ablas.

Sie verloren kein Wort mehr über den Vorfall. Nach einer Weile setzten sie ihren Spaziergang am Strand entlang fort. Bevor sie sich trennten, suchte Bertie Venetias Blick und fragte leise: »Ich hoffe, ich habe Sie nicht verletzt, Miss Grey. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir morgen wieder ein wenig Ihrer Zeit schenken könnten. Falls Sie nichts anderes vorhaben.«

»Das werde ich gerne tun, Mr Townsend«, antwortete Venetia.

»Ich werde ab elf Uhr vor dem Kurbad auf Sie warten«, fügte Bertie hinzu. Dann schenkte er ihr noch ein Lächeln und entfernte sich.

Am nächsten Morgen überraschte er sie mit dem Vorschlag, ein Picknick zu machen, da das Wetter mild und nicht zu windig war. Er hatte einen Korb mit Verpflegung und eine Decke mitgebracht, die sie an einer geschützten Stelle südlich des Kurbads nahe den Black Rocks auf dem Gras ausbreiteten. Einige Büsche dienten als Windschutz und verhinderten zudem, dass sie vom Strand oder von der Straße oberhalb der Klippen aus gesehen werden konnten.

Venetia war sich bewusst, dass sich am gestrigen Tag etwas zwischen ihnen verändert hatte. Die Art, wie Bertie sie ansah, verriet ihr, dass er sie nicht mehr nur als Vertraute betrachtete, als Freundin, mit der er reden konnte, sondern als begehrenswerte Frau. Sie erkannte die Gefahr, in die sie sich begab, wenn sie mit ihm allein war, aber der Rausch, der sie ergriffen hatte, fegte jegliche Vernunft hinweg. Berties Nähe, das köstliche Essen, der Wein stiegen ihr zu Kopf. Sie spürte, dass er sie ohne Auffor-

derung nicht noch einmal küssen würde – dazu war er zu sehr Gentleman –, aber sie wollte das wundervolle Gefühl von gestern noch einmal erleben, und so ermunterte sie ihn mit einem Blick, einer kleinen Geste, die ihre Bereitschaft signalisierte, bis er sie in die Arme nahm. Für Venetia war der Kuss wie eine Entdeckungsreise in ihr Inneres. Die Empfindungen, die die Berührung seiner Lippen in ihr auslösten, waren neu und aufregend. Die Abenteuerlust, die Venetia zur Lektüre von Romanen wie *Robinson Crusoe* und *Tom Brown*, die eigentlich für Knaben geschrieben worden waren, verführt hatte, oder von *Rosys Reise um die Welt* und *Alice im Wunderland*, regte sich in ihr und ließ sie jegliche Vorsicht vergessen.

Sie küssten sich lange. Als sie sich voneinander lösten, legte Bertie ihr die Hand auf die Wange und streichelte sie zärtlich.

»Ich wünschte ...«, murmelte er.

»Was?«, fragte Venetia leise.

»Ach, nichts«, erwiderte Bertie, nahm sie in die Arme und drückte sie an sich.



Scarborough, Dezember 1895

*D*n den folgenden Tagen nahmen Venetia und Bertie ihre Spaziergänge wieder auf. Sie besuchten den People's Palace und erfreuten sich an seinen Sehenswürdigkeiten, dem Farnhaus, der Affenkolonie und dem spektakulären Modell der Niagara-Fälle, deren fließendes Wasser von einer Pumpe angetrieben wurde.

Staunend schlenderte Venetia an Berties Seite durch die maurischen Bögen des Aquariums und betrachtete die achteckigen Fischbecken, in denen sich allerlei seltsames Getier tummelte. Bertie machte sie auf einen Seeigel aufmerksam, der sich an einer der Scheiben festgesaugt hatte. Durch das Glas konnten sie die Bewegung seiner Beißwerkzeuge beobachten, die Algen von der Oberfläche schabten.

Der Palast war so groß, dass die wenigen Besucher sich in den ausgedehnten Räumlichkeiten verloren. Da sie allein im Aquarium waren, zog Bertie Venetia hinter eine der Säulen, die die hufeisenförmigen Bögen stützten, umarmte sie und küsste sie leidenschaftlich.

Später, bevor sie sich in der Altstadt trennten, nahm Bertie die Hand der jungen Frau und behielt sie einen Moment in der seinen.

»Venetia, glaubst du, deine Mutter würde dir erlauben, einen Ausflug nach Whitby zu machen?«, fragte er.

»Warum nicht? Mit dem Zug ist es nicht weit«, erwiderte sie und lächelte. »Ich wollte schon immer das Kloster sehen. Es gibt ein wunderbares Zeichenmotiv ab.«

»Das stimmt«, sagte Bertie. »Du könntest ein paar Skizzen von der Ruine machen, und danach gehen wir essen.«

Venetia verstand, was er meinte. In Scarborough war die Gefahr zu groß, dass man sie erkennen und über sie klatschen würde. Aber in Whitby kannte sie niemand. Sie könnten frei und unbeobachtet tun, was ihnen in den Sinn kam.

Aufgeregter stieg Venetia mit ihrer zusammenklappbaren Staffelei unter dem Arm in den Zug. Der Schaffner bot ihr seine Hilfe an, doch sie lehnte dankend ab. Mit klopfendem Herzen ging sie den schmalen Gang entlang und warf einen kurzen Blick ins Innere jedes Abteils, an dem sie vorbeikam. Venetia hatte sich nicht auf dem Bahnsteig mit Bertie verabreden wollen, für den Fall, dass jemand sie zusammen einsteigen sah und sich darüber wunderte.

Sie schätzte sich glücklich, dass ihre Mutter sie hatte fahren lassen. Wenn man dem Wort von Dr. Evans vertrauen konnte, so war Tante Lizzie endgültig über dem Berg, und Margaret hatte wieder mehr Muße, sich um ihre so lange vernachlässigte Tochter zu kümmern. Zum Glück hatte sie keine Lust auf einen Ausflug in die kleine Hafenstadt gehabt, und so war Margaret damit einverstanden gewesen, dass ihre Tochter allein fuhr. Venetia hatte ihr versprochen, am frühen Abend zurück zu sein.

Der Tag begann frisch und klar. Den Warnungen der Fischer, die sie am Morgen am Hafen vernommen hatte, man müsse später noch mit Nebel rechnen, hatte Venetia keine Beachtung geschenkt. Sie wollte sich den heiß ersehnten Tag nicht verder-

ben lassen. Was machte es schon, wenn die Klosterruinen von Dunst umwoben waren? Eigentlich fuhr sie ja nach Whitby, um sich an einem ganz anderen Anblick zu erfreuen.

Der Zug war nur mäßig besetzt. Die Strecke war erst vor zehn Jahren eröffnet worden und in den Sommermonaten bei den Ausflüglern beliebt. An diesem Tag wurde er vor allem von Anwohnern genutzt, die an den Zwischenstationen ausstiegen. Die Erste-Klasse-Wagen waren dagegen fast leer.

Unter den Augen des Schaffners fühlte Venetia sich genötigt, in einem unbesetzten Abteil Platz zu nehmen. Er hätte es seltsam gefunden, wenn sie sich zu einem einzelnen Herrn gesetzt hätte. Als der Zug anfuhr und die letzten Häuser aus dem Blickfeld verschwanden, saß Venetia wie auf glühenden Kohlen. Wenn Bertie nun nicht im Zug war? Auf einmal hatte sie Angst, dass ihm etwas dazwischengekommen sein könnte, und blickte nervös immer wieder zur Abteiltür. Schließlich zwang Venetia sich, aus dem Fenster zu sehen und die ruhige Oberfläche des graublauen Meeres zu betrachten.

»Ist hier noch ein Platz frei, Madam?«, fragte eine sanfte Stimme hinter ihr.

Venetia fuhr herum und begann zu strahlen, als sie Bertie in der Tür stehen sah.

»Aber natürlich, Sir«, erwiederte sie.

Er legte seinen Hut zu ihrer Staffelei in die Ablage und setzte sich ihr gegenüber ans Fenster.

»Deine Mutter hatte also nichts gegen einen Ausflug nach Whitby einzuwenden?«, erkundigte Bertie sich, nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand in der Nähe war.

»Nein, aber ich muss heute Abend zurück sein«, antwortete Venetia.

»Das ist kein Problem. Wir machen einen Spaziergang zur

Klosterruine, wo du einige Skizzen anfertigen kannst, dann essen wir zu Mittag und fahren zurück.«

Obwohl die Bahnstrecke nicht sonderlich lang war, dauerte die Fahrt eine Stunde, denn der Zug musste an den Weichen an beiden Enden die Richtung ändern. Das umständliche Rangieren und die starken Steigungen erforderten immer wieder eine Fahrt im Schritttempo, und einmal schien es sogar, als würde die Lokomotive an einer Anhöhe über den Klippen liegen bleiben.

Für Venetia war die Fahrt jedoch ein Abenteuer, das sie aus vollem Herzen genoss. Whitby war eine romantische kleine Hafenstadt, deren enge Gassen noch verwinkelter waren als in Scarborough und an Piraten und Schmugglerbanden denken ließen. Die Ruine von Whitby Abbey gab tatsächlich ein wundervolles Motiv ab, dem Venetia nicht widerstehen konnte. Sie setzte sich auf einen Felsen und skizzierte das von Möwen umsegelte Gerippe des Klosters vor dem Hintergrund der unendlichen Weite des Meeres, während Bertie neben ihr stand und ihr interessiert zusah.

Gegen Mittag zeigte sich in der Ferne eine Nebelbank, die sich auf die Küste zuschob. Venetia und Bertie verließen die Klippen und begaben sich zum Lunch in das Restaurant, das der junge Mann sich hatte empfehlen lassen. Als sie nach dem Essen ins Freie traten, war die Klosterruine im weißen Dunst verschwunden, ebenso das Meer, dessen leise Brandung kaum hörbar blieb. Das Licht der Straßenbeleuchtung bildete einen milchig goldenen Kreis um die Gaslaternen und wurde von den Wassertröpfchen im Nebel in allen Regenbogenfarben reflektiert.

»Es ist wohl am besten, wenn wir uns unverzüglich auf den Weg zum Bahnhof machen«, mahnte Bertie und bot Venetia seinen Arm.

Sie war froh, dass sie sich bei ihm einhängen konnte, denn das